

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 212.

Samstag, 11. September.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Ann von Panhuys.

(Nachdruck verboten.)

Heiß war der diesjährige Juli, abnorm heiß, über Sodens hübschen Gärten lag die Hitze und machte Blumen und Bäume und Menschen müde. Auf der Kurhausterrasse nahmen heute nur wenige den Nachmittagstrunk, zu diesen zählten auch Gertrud und Magda Bergen. Die sonst gute Kurkapelle spielte matt, die flimmernde Sonnenglut brütete wie eine Wolke in der Luft.

Magda hatte vorhin zu ihrer Schwester von Hans Buckenbach gesprochen, ganz gleichgültig tat sie es. Zufällig hätte er ihr das Programm aufgenommen, das ihr entfiel, man sei ins Gespräch gekommen und es wäre sehr nett gewesen, da der Offizier sehr gut zu unterhalten verstande. Er käme wahrscheinlich heute nachmittag wieder und würde sie dann begrüßen.

Gertrud erwiderte nicht viel darauf, doch sie beschloß, gut acht zu geben, „der lange Mensch“ war ihr unsympathisch.

In tadellosem Zivil, eine weiße Nelly im Knopfloch, betrat Hans Buckenbach Sodener Boden, doch seine erwartungsvolle Stimmung fand bedeutend, da er die Frau mit dem strengen Gesicht und der puritanischen Frisur sah, die gleich der personifizierten Ungeumlichkeit neben der schönen Schauspielerin saß.

Mit der Schwester ist nicht gut Kirschen essen, schätzte Gertrud sofort richtig ein.

Zehnmal trug sie die Schuld, daß die Unterhaltung nicht recht in Fluss kam. Ihre bitteren Bemerkungen rissen den Gesprächsfaden immer wieder brutal durch. Man trennte sich nach einem knappen Stündchen. „Der lange Mensch ist ein Esel“, fagte Gertrud später ihr Urteil über den Artilleristen zusammen.

„Mir gefällt er sehr“, antwortete Magda, dieses ewige Bewundern der Älteren fiel ihr doch langsam auf die Nerven. Mit niemand sollte sie verkehren, sie lebte ja förmlich klösterlich. Schließlich hatte alles seine Grenzen. Bisher hatte Magda das Wesen der Schwester noch nie so unangenehm empfunden wie heute.

„Nun, wenn er dir gefällt, ist das noch lange kein Grund, es den eingebildeten Menschen merken zu lassen.“

„Eingebildet ist der Graf gar nicht, im Gegenteil“, sagte Magda.

Gertrud lachte höhnisch auf. „Du verteidigst ihn schon, es scheint dem langen Menschen ja rasch gegliedert zu sein, dein Herz zu erobern. Sag, Magda, hast du denn keinen Stolz?“ herrisch und groß stand sie vor der Zierlichen. „Man wirft doch nicht dem ersten besten Offizier, der sich erst vorher sein schüchterliches Zivil anzieht, um seine Uniform in der Nähe der Schauspielerin nicht zu gefährden, sein Herz entgegen. Der Graf sucht ein Verhältnis mit der Schauspielerin und ich meine, dafür ist eine Magda Bergen doch zu schade.“

Pfui, wie häßlich Gertrud ihren schönen Traum zerstörte.

Um nächsten Morgen mit der ersten Post erhielt Magda einen Brief. Hans Buckenbach schrieb, er müsse sie unbedingt allein sprechen und bat um eine

Unterredung. Magda antwortete sogleich. Die bösen Worte der Schwester stachelten ihren Trotz auf. Heimlich, zur Dämmerstunde traf sie sich mit dem „langen Menschen“, und Seite an Seite mit ihm wanderte sie durch den Wald, der am Cronberger Weg begann. Nachmittags war ein leichter Regen gefallen und ein erfrischender Odem wehte durch die dichten grünen Laubkronen, Magda war ganz besangen, die Worte der Schwester: „Der Graf sucht ein Verhältnis mit der Schauspielerin“, hallten noch in ihr nach. Still war es ringsum, nur Grillenzirpen und Vogelgesang tönten hell in das Schweigen. Hans Buckenbach und Magda redeten Oberflächliches und dachten an etwas ganz anderes, und dann konnte der Mann nicht mehr an sich halten, gar so süß war das Gesicht der jungen Schönheit neben ihm zur Rechten. Mit schneller Bewegung riß er die schmale Gestalt im weißen Spitzenkleid an sich und küßte sie gierig wie ein Verschmachtender und sie wehrte ihm nicht. Eine Fülle von Seligkeit sank auf sie herab, vergessen waren Gertuds herbe Worte. „Ach, Mädel, du bist das entzückendste Geschöpf, das es gibt!“ flüsterte er. Sätze Friedel nur ein einziges Mal so weißlich hingewandt in seinem Arm geruht, dann —

Zoll, daß er überhaupt jetzt an den „Frosch“ dachte. Stürmischer suchten seine Lippen den roten Mund der schönen Schauspielerin. Arm in Arm, wie ein echtes, rechtes Liebespaar, schritten sie weiter.

„Ich hab' dich, glaube ich, gleich lieb gehabt, als ich dich zum erstenmal gesehen“, gestand Magda. „Weißt du, eines Sonntags abends in dem Restaurant der Kaiserstraße. Dann sah ich dich wieder beim Rennen; du bliebst mich so seltsam an, da wußte ich: die Nosen, die man mir täglich brachte, waren von dir. Ich konnte dich nicht mehr vergessen; zufällig hörte ich, du seiest verlobt, da hab' ich mit aller Kraft die Gedanken an dich in mir niedergerungen.“ Sie blieb stehen und schaute strahlend zu ihm auf. „Ach, Hans, ich habe dich unsinnig lieb!“ Das letzte hallte jubelnd in den stillen Wald hinein.

„Das finde ich sehr geschmackvoll von dir, Liebling“, lachte er zurück; „wenn nur deine Schwester weniger rauhbeinig wäre, könnte unsere Liebe höchst gemütlich werden.“

„Höchst gemütlich! Was du für merkwürdige Ausdrücke hast!“ lächelte sie. „Gewiß, meine Schwester ist ja schwer zugänglich, und da sie eine traurige Ehe hinter sich hat — sie war nämlich verheiratet — ist sie auf die Männer nicht gut zu sprechen. Wenn sie dich aber erst besser kennen lernt und einsieht, daß du mich wirklich liebst, dann wird sie weniger „rauhbeinig“ sein.“ Sie blickte mit einem Ausdruck voll Seligkeit zu ihm empor.

„Wollen das Beste hoffen, übrigens sind wir ja beide erwachsen und können uns lieb haben, wie wir wollen, nicht wahr, du Süßes?“ Er wartete gar keine Antwort ab und küßte sie wieder.

Leicht schob sie ihn zurück. „Ich denke, Gertrud

würd mein Glück in keiner Weise stören, und meine Eltern auch nicht."

"Deine Eltern —" Er ließ seinen Arm, der noch um ihre Schulter lag, fallen. Nervös zog er an dem kleinen Bart, der gleich einem Bürstchen über der Oberlippe stand. Etwas Kühles, Fremdes war in sein Gesicht gekommen. Was gingen ihr denn die Eltern an, er hatte genug an der Schwester, von der er sich neulich Unverschämtheiten sagen lassen musste. Die Eltern! Mütter von Schauspielerinnen sind ja gewöhnlich Waschfrau oder dergleichen, das sieht man ja immer, na, und überhaupt, wenn das Gericht recht hatte, und Magda stammte wirklich von besserer Herkunft, er wollte doch keine Familienbeziehungen anknüpfen. Magda wußte, was in ihm vorging. Ihr weiches Antlitz ward ganz blaß, doch tapfer sagte sie: "Nun, meine Eltern müssen doch von unserer Liebe erfahren."

"So — hm — ich finde diese Auffassung ein bißchen sonderbar, im allgemeinen haben die Eltern doch mit der Sache nichts zu tun." Er läßt auf seine Unterlippe.

"Hast du es bei den Eltern deiner Cousine auch so gemacht, damals bei eurer Verlobung?" fragte sie zurück.

"Ah, so meinst du das?" Sein Gesicht ward nachdenklich, er vermied es, Magda anzusehen. "Ja, Kindchen, das war ja auch ganz was anderes; sich mal, gesellschaftlich meine ich, der Vater meiner Cousine ist Oberst und — na ja, du verstehst wohl — ich bin doch Offizier und eine Schauspielerin zu" — er zögerte — "heiraten, ist einem aktiven Offizier nicht gestattet."

"Es haben viele Männer von Rang und Stand Schauspielerinnen geheiratet", entgegnete sie.

"Ja, aber es war kein aktiver Offizier darunter."

"Also zur Frau sind wir nicht gut genug, nur — Lebe wohl, Hans", — stolz richtete sich die zierliche Gestalt auf — „es ist besser, wir scheiden gleich; vernichte nicht noch durch ein weiteres Wort das Andenken an die schöne Stunde in mir. Lebe wohl, Hans, mein Hans!" Sie zog seinen Kopf zu sich herunter und küßte seinen Mund.

"Magda, ich lasse dich nicht", wie ein Taumel kam es über ihn. "Wohnjunig müßte ich sein, wenn ich dich wieder ließe, jetzt ließe", stammelte er bebend, und sie lag in seinen Armen und vergaß ihren Stolz. Und er fühlte den zarten Körper so nahe und ihr weicher Mund war so süß. Das berauschte ihn.

Näher kommende Schritte wedten die beiden aus ihrer Versunkenheit. Ein grauhaariger Waldhüter war es, der piff ein altes Soldatenlied und er grüßte im Vorübergehen und quakte dabei moholvollend das elegante Paar an, mit einem leisen Lächeln. Als er jung gewesen, hatte er auch einen hübschen Schatz gehabt und im Walde küßt es sich gut. Ja, ja, das wußte er. Einmal wandte er sich, die beiden folgten ihm fast auf dem Fuße. Der fremde Mann hatte sie aufgeschreckt und in die Wirklichkeit zurückgerufen.

Sie gingen dem Bahnhof zu. „Wann sehe ich dich wieder, Magda?“ Ihr Blut brannte noch von seinen Küszen, doch beantwortete sie seine Frage: „Nie mehr!“ Ihre Lippen zuckten.

"Magda, das kann nicht sein!" zornig rief er es aus. „Es muß sein.“

"Sei nicht kindisch, sag, wann sehe ich dich", bat er.

"Es bleibt bei dem, was ich gesagt," in ihren Augen lag ein Glanz wie bei Nickerfranken.

"Es bleibt nicht dabei, hörst du, ich will nicht", er griff nach ihrer Hand und preßte sie mit schmerhaftem Druck.

"Ui jeh, mit dene stimmt's nit, die zauf sich", sagte ein Junge zu einem anderen, beide machten Turnübungen auf einer Bank, auf der „Nur für Erwachsene“ stand.

Magda erwiderte nichts, sie durfte ihn doch nicht wiedersehen, jetzt, nachdem er ihr gesagt hatte, er könne

sie nicht heiraten. Möchten ihre Kolleginnen in diesem Punkte freier denken, sie konnte es nicht und wollte es nicht. Ihre Lippen waren purpur von seinen Küszen und in ihr war eine große Sehnsucht nach der Schwester. Alles wollte sie ihr sagen und bei ihr sich ausweinen. Es schlüttelte sie förmlich. „Ich will nun umkehren“, sagte sie.

"Nicht eher, bis du meine Frage beantwortest", knirschte er und schob ihren Arm in den seinen.

"Bitte, las mich gehen, Hans, die Leute sehen auf uns." Der Bahnhof lag vor ihnen.

"Die sehen dich an, weil du so wunder-, wunderschön bist, Mädel, noch einmal, ich lasse dich nicht. Wär ja ein Dorf, ein Narr, wenn ich mich dir fügte. Sieh, wie neidisch mich die Kerle alle anschauen die da drüben auf der Treppe. Die haben fette, häßliche Weiber daheim, natürlich. Ach, Magda, Liebling, sei doch vernünftig."

Sie zuckte nur die Schultern, ihre Mundwinkel bogen sich abwärts, als wollte sie weinen.

Ihr Leid ergriff ihn. Hatte sie nicht die Kraft, sich über Vorurteile hinwegzusehen, sie, eine Schauspielerin? Er hatte doch immer gehört, die nähmen es in puncto Moral nicht so genau. Es gab aber Ausnahmen, das ward ihm jetzt klar.

Der Bug rasselte heran. „Magda“, mahnte er.

Sie schüttelte den Kopf. Da war es mit seiner Herrschaft vorbei. „Du mußt mir gehören, du mußt.“ Sein braunes Gesicht ward hart und eigenförmig. „Wann sehe ich dich wieder, damit wir von unserer Verlobung reden können.“

"Hans — du willst —"

"Meinen Abschied nehmen und dich heiraten, mein Lieb, was bleibt mir denn anderes übrig", sagte er leise.

"Das Opfer kann ich nicht annehmen."

"Du wirfst es müssen. Auch ist das Opfer nicht zu groß, meine Mutter drängt fortwährend, ich soll den Dienst quittieren. Unser Familiengut braucht seinen Herrn", sprach er. Selbstbewußtheit lag in seinen letzten Worten und ein Lächeln setzte sich um seinen Mund. Die Idee, die ihm da plötzlich gekommen, war gar nicht schlecht. Nein, gar nicht. Landjunker mußte er über kurz oder lang doch werden. Da nahm er sich eben noch so ein wunderschönes Frauchen mit in die Einsamkeit. Er freute sich schon, wie die Nachbarn gucken würden. Magdas Ruf war unanfechtbar, hatte er gehört, also würde auch seine Mutter in diese Heirat willigen. Er redete auf Magda ein, als hätte er von je daran gedacht, sie zu seiner Frau zu wählen, und Magda lächelte ihm. Ihr war zumindest wie einem Kind, dem man von Weihnachten erzählt. Der Bug rollte ohne Hans Buckenbach gen Frankfurt. Der fuhr mit Magda Bergen in einem Gartenlokal gegenüber dem Bahnhof und sie tranken eine Flasche Rheinwein und drückten sich heimlich die Hände und feierten heimlich Verlobung. Indes wartete Gertrud Bergen voll Angst auf die Schwester, sie ahnte es, da war irgend was mit dem „langen Menschen“ im Spiele.

(Fortsetzung folgt.)



Der größte Sinnengenuß, der gar keine Einnistung von Geld bei sich führt, ist im gesunden Zustande, Ruhe nach der Arbeit.

Oesterreichische Sommerbilanz.

Man schreibt uns aus Wien: Auf meinem Tische fand ich — von der italienischen Front — den Feldpostbrief meines Freundes, den seine doppelte Leidenschaft für die uneinträchtige Kunsthissenschaft und das kostspielige Reisen immer nur in die Touristen- und Radfahrerheime Wett von 1 Kr. 20 auf-

wärts) geführt hat: „Diesen Sommer wohnte ich wie ein Fürst und wie einer dieser ver... amerikanischen Munitionströpfe: Messingstafel, Warmwasserleitung, ein eigenes Badegärtner mit Marmortwanne, Kachelwänden und den — garnicht üblichen — Majolikareproduktionen aller Sorten...“ Jawohl, unsere vornehmsten, vielleicht einzige erstklassigen Hotels in Österreich, an der Adria und im südlichen Tirol gehörten in diesem Sommer — ganz wie es sich gehört — unseren Truppen. Die Menschen in Civil mussten sich mit Sommeraufenthalten zweiten Ranges begnügen, fern vom Meer, fern von den schönsten Schönheiten unserer Alpen, im Dolomiten- und Ortlergebiet. Der Krieg zog allen Sommerplänen eine Stappengrenze, er pferchte sie zusammen, und doch war von Überfüllung wenig oder nichts zu spüren. Ja, der Wiener, der sonst vom Mai bis in den September „aufs Land ging“ mit Kind und Regel und Möbelwagen, ließ es sich diesmal an zwei, höchstens drei Urlaubswochen genügen in einem Gosthof „ohne Menage“, wie man in Wien zu sagen pflegt, und was auf hochdeutsch ungefähr heißt, man nimmt auf die Sommerreise nicht alle Kochöfen, Kasserolen, Suppenschüsseln, Kochinnen und Kochrezepte mit, sondern ist im Gasthaus. Für zwei drei Wochen machte sich eine Sommerwohnung nicht bezahlt. Und so sah man noch im Juli, noch im August überall in den hübschen Sommerfrischen um Wien, in Preßbaum, Baden, Böslau, die angegliedten Zettel stehen: „Sommerwohnung zu vermieten“. Aber die Mieter waren indessen längst schon wieder daheim in ihren vier Wiener Wänden.

Mit einem Hufsch war dieser Sommer vorüber, wie ein Gewitterregen im August. Eine kleine, anhaltende Erfrischung. Jemand an Kärntner Seen, im Steirischen Mittelgebirge oder im Salzammergut. Dahin zog es uns am meisten in diesem Jahr, denn nirgends ist uns Österreich heimischer und österreichischer zumute als hier zwischen grünenden Värchenwäldern, blauspiegelnden Seen und kleinen Dörfern und Märkten, in denen jede Straße, fast in jeder Straße ein Haus historisch ist, dereinst im Vorarlberg wie im Nachmärz und in Neuösterreich, die Sommerherberge eines großen Mitbürgers in Kunst, Wissenschaft oder Politik. Villroth wohnte in Gilgen, in Gmunden Goldmark und Friedrich Hobel, der Baron Berger in St. Wolfgang, der Burgtheater-Mephisto Lewinsky in Pfandl bei Ischl und in Ischl selbst... Das ganze Salzammergut ist ein Bilderbuch österreichischer Geschichte mit der Haupttafel: Ischl... Freilich: der Mann, der diesem Ort sonst seine Bedeutung, fast möchte man sagen, seine Weise gab, war diesmal nicht da. Kaiser Franz Joseph hatte keinen Sommerurlaub in diesem Jahr. Er blieb im Herzen des Reiches, in Wien, im Schönbrunner Schloss. Und doch gab gerade dies dem Salzammergut eine besondere Sensation. Wer einen österreichischen Kriegsbaudeler schrieb, mühte hier einen Doppelstern: diesmal war die Sommerresidenz Franz Josephs zu besichtigen, das Kaiserschloß in Ischl. Das heißt: wenn ich Kaiserschloß sage, so gibt das einen falschen Begriff. Die Sommerresidenz Franz Josephs ist ein einfaches Landhaus: „die Kaiservilla“ heißt sie auch schlechthin, mäßig groß, ein Stock hoch die beiden Flügel, zwei Stock der Mitteltrakt, ein breiter Balkon davor. Nicht stola, nicht aufzragen, aber behaglich. Die Leute, die Jahr um Jahr, oft Jahrzehnt um Jahrzehnt ins Salzammergut kamen, und die nun — zum ersten Male — vor der Kaiservilla förmlich wallfahrteten, waren erstaunt über diese einfache, schmucklose Vornehmheit. In gespannter Erwartung schritten sie den breiten, sanft ansteigenden Fahrweg hinauf. Viele Hunderte täglich. Nur der Garten verrät, daß man bei einem hohen, sehr hohen Herrn zu Gast war. Dieser Garten ist Bierbett rings um das Schloß, voller Buchen, der Lieblingsblume des Kaisers, in allen Spielarten, Farben und Größen, er wird allmählich Naturpark weiterhin, und wird Wiese und Welt und Berg am Ende: der ganze Hangen, ein Jagdrevier des Kaisers, gehört zu der „Villa“. Und kreuz und quer, hinan und hinab führen Wege und Fußpfade, jeder einzelne hundert und hundert Mal vom Fuß des Kaisers beschritten. Aber kein einziger, nicht einer ist eben, jeder steigt an, jeder fällt ab, und man denkt: 85 Jahre... Und das Wort fällt einem ein, das der Leibarzt des Kaisers, Dr. Kergl, einmal sprach: „Unser Kaiser hat ein gutes Herz.“ Die Wege in der Ischler Villa sind ein Argument. Ja, es war doch gut, daß man — trotz allerlei Bedenken und Selbstvorwürfen — sich zwei Wochen Urlaub im Kriegssommer gegönnt hat.

Dr. H. W.

= Bunte Welt. =

Aus der Kriegszeit.

Ein Varieté hinter der Feuerlinie. Der nachfolgende Bericht über eine Varietévorstellung hinter der Feuerlinie findet sich in einem von der „Daily Mail“ veröffentlichten Feldpostbrief eines englischen Korporals: „Manchmal geschieht es, daß auch der gewaltigste und fortgesetzte Kanonenodonner ein Ende nimmt. Und in einer solchen kurzen Zeit der Ruhe und Entspannung ereignete es sich, daß ein Ordonnaunteroffizier uns mit der Frage überraschte: „Wer will heuts abend ins Theater gehen?...“ Zuerst hielten wir vor Verblüffung den Atem an, und dann stürzten wir uns auf die Motorwagen. Ein leeres Munitionskraftwagen brachte uns nach dem Platz, auf dem das geheimnisvolle Theater stand, umgeben von einer harrenden Menge. Durch Geschicklichkeit, freundliche Hilfe und Bahlung von $1\frac{1}{2}$ Franken, gelang es mir mit knapper Mühe, einen Sitz in dem Wunderreich zu erhalten. O, Ihr Leute zu Hause, Ihr vermögt nicht zu ahnen, was es für Männer, die seit unendlichen Zeiten keine Musik gehört haben, bedeutet, ein richtiges Varietétheater fast im Bereich der Geschütze vorzufinden. Da gab es Kampfbeleuchtung, Kostüme, Lichteffekte, ein Orchester und einen Kapellmeister im Abendanzug. Die Aufführungen waren das Werk dreimonatlicher Arbeit der Angehörigen der Motor-Transport-Kolonie. Keiner Schädigung nach waren 1500 Offiziere und Soldaten versammelt, und aus dieser Menge stieg ein Murmeln neugieriger Erwartung. Die 80 Blasinstrumente des Orchesters fehlten ein, und der Vorhang wurde emporgezogen. Vier Sänger traten auf und sangen bekannte Lieder, wobei sie die beliebtesten Londoner Bühnensterne nachzuahmen suchten. Hierauf erschien ein Franzose als Geigenkünstler. Aktuelle und populäre Lieder wechselten einander ab, und dann folgte als Glangnummer des Abends die Aufführung eines Einakters des Varietékomikers Harry Tate. Die Handlung, die eine lustige Inspektion einer Transportkolonne zeigt, war natürlich des Erfolges sicher. Mit einer „Kriegsrevue“ wurde der Abend abgeschlossen. Und dann stromten wir wieder hinaus ins mächtige Freie, wo die schweren Transportwagen warteten, und vom Glanz der Kampflichter ging es zurück zum gefährvolleren Feuer der Schülenlinien.“

Untersuchungen über den Luftdruck bei Infanterieschüssen. Öfters sind in diesem Kriege Fälle angeführt worden, bei denen Verlebungen durch das Vorbeisausen von Infanteriegescchosse am Kopfe, ohne daß das Geschöß selbst eine Verwundung bewirkte, hervergerufen worden sein sollen. Diese Angaben tritt M. Neuter in einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ entgegen, in dem er nachweist, daß Luftdruckverlebungen beim Infanteriegescchöß unmöglich sind. Er zieht dazu Versuche heran, die schon 1911 in der Schießtechnischen Versuchsstation Naumannsdalde vorgenommen wurden. Schon früher war vielfach behauptet worden, daß der beim Geschößfluge verursachte Luftdruck Soldaten nicht nur betäubt, sondern sogar getötet habe, und auch von Jägern wurde er für ohne nachweisbare Ursache oder nur mit unerheblicher Schußverletzung getötetes Wild verantwortlich gemacht. Von den Versuchen bestand einer darin, daß man in einem Raum fünf brennende Lichter aufstellte und diese mit Infanteriegewehren beschoss. Von den vielen Geschosse, die teils dicht an der Flamme vorbei, teils durch diese hindurch gingen, wurde nur zweimal ein Licht ausgelöscht und daß auch nur dann, wenn der Docht vom Geschöß berührt war. Sodann wurden zwei Blätter Schreibpapier mit 5 Centimeter Zwischenraum als freibewegliche Fahnen angeordnet. Beim Durchfliegen des Geschosses durch die Mitte fanden nur ganz geringe Bewegungen des Papiers statt. Der menschliche Organismus reagiert nun nicht heftiger auf die vorbeisausende Gewehrkugel wie die Lichter und Papierblätter. Der schießtechnische Sachverständige für die Berliner Gerichte A. Preuß erklärt darüber: „Ich habe mir selbst — d. h. mit Vorrichtungsmaßregeln — ein bis drei Centimeter mit dem Gewehr an der Hand vorbeischießen lassen — man merkt nichts. Ganz anders natürlich der Luftdruck bei Detonation, wozu auch zu rechnen ist, wenn dicht neben dem Ohr die Mündung war. Das ist aber eine ganz andere Sache. Der Luftdruck eines

vorbeifliegenden Geschosses tötet keine Mücke." Die Detonation dagegen kann auch in der Ferne noch eine schädigende Wirkung hervorrufen. So ist es vorgekommen, daß tragende Kühe durch die Detonation, wie sie durch den Kanonenbonner auf einem nahegelegenen Schießplatz sich geltend machte, in größerer Zahl verworfen hatten. Entschädigungsansprüchen der Besitzer mußten nachgegeben werden, da das Verwerfen der Kühe mit der Detonation in einem ursächlichen Zusammenhang stand. Während bei den Sprenggeschossen Detonation, Luftdruck und vielleicht auch ausströmende Explosionsgase in ihrem Zusammenhang die Verlehung ohne Verwundung durch das Geschoss selbst hervorrufen, läme bei den Infanteriegeschossen nur der Luftdruck in Betracht, dessen Stärke nur im Moment der Explosion und unmittelbar beim Austritt der Patrone aus dem Gewehrlauf von nennenswerter Stärke ist. Auch auf der Jagd, wo doch nicht selten die Schüsse von Geschossen umschwirrt werden, hat man noch niemals von einer mechanischen Verlehung durch den Luftdruck allein gehört. Die angebliche Luftdruckwirkung, wie sie Verwundete beim Vorüberlaufen von Infanteriegeschossen empfunden haben wollen, hat also in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden, sondern beruht auf Sinnestäuschung. Auch bei den schweren Sprenggeschossen ist es fraglich, natürlich im Gegensatz zu den in unmittelbarer Nähe des Betroffenen stattfindenden Explosionen, ob lediglich durch die Flugbahn und das Vorüberlaufen der Granate eine Verlehung verursacht wird.

Russisches Flüchtlingselend. Alles, was die Geschichte von Völkerwanderung berichtet, wird weit in den Schatten gestellt durch die Sturmflut der russischen Flüchtlinge, die sich zu gleicher Zeit aus Polen und Kurland ergiebt. Nach einer Schilderung im „Ruhloje Slowo“ war der Andrang auf dem Warschauer Bahnhof vor Abgang des letzten Zuges ganz ungeheuer. Dicht, bevor die Deutschen in Warschau einzogen, am Donnerstag, verließ der letzte Zug am Mittwoch die Stadt mit Flüchtlingen, die den ganzen Tag über in Erwartung der Erträume, die fast jede Minute abgelassen wurden, auf dem Bahnhof standen oder auf ihren gepäckstückten saßen. Allmählich war so unermöglich viel Bagage aufgehäuft, daß kaum noch ein Durchgang möglich war. Parallel mit den Eisenbahnzügen gingen Tramhawnwaggons, die in einer Entfernung von einer halben Werst einander folgten, überfüllt mit Passagieren. Einige Tage vorher war auf dem Bahnhof in Warschau eine Bekanntmachung zu lesen, daß alle, die fortzureisen wünschen, kostenlose Fahrkarten erhalten können. Es wurden vielleicht 70 000 beratige Fahrkarten verteilt. Die Züge gingen ohne Glosenzeichen ab, sobald sie überfüllt waren. Die alten Männer, Frauen und Kinder weinten meistens beim Verlassen der Heimatstadt. Und doch sind diese aus Warschau, Siedlitz, Brest und anderen nahe von Warschau gelegenen Orten Geflüchteten noch nicht so schlimm daran gewezen wie die aus entlegeneren Städten, von wo sie vielfach erst nach qualvoll verlebt zwei bis drei Wochen ans Ziel gelangten! In Moskau haben sich schnell Hilfskomitees gebildet, die den ankommenden Flüchtlingen auf dem Bahnhof, soweit es möglich war, Beistand leisteten. Es fehlt aber auch nicht an Ausbauern der Flüchtlinge. Dunkle Elemente, die sich als organisierte soziale Hilfskräfte ausgeben, bieten sich den oft wildfremden Flüchtlingen als Führer an, als Arbeits- und Wohnungsversorger und überreiten sie um 100 bis 200 Prozent. Aus Kurland gehen ständig überfüllte Züge auf den Linien Riga-Orlow und Moskau-Windau-Nybinsk und Tausende werden abgesetzt in Wenden, Wolmar, Jurjew, Ostrow, Psłom, Neszica, Twer, Dwinsk, Smolensk und Witebsk. Die Hauptpunkte sind jedoch Petersburg und Moskau, denen die baltischen Flüchtlinge austreten. Auf dem Windauer Bahnhof in Moskau herrscht ein sinnverwirrendes Leben und Treiben, in das, neben dem Lettischen Komitee, der allrussische Städtebund eine gewisse Ordnung hineinzubringen bemüht ist. In der Provinz ist von der Regierung keine Vorsorge für die Flüchtlinge getroffen worden, und es kommen täglich Dringlichkeitsgesuche um Mittel und Hilfe von den Statthaltern. So meldete das Mitglied des Reichsrats, Fürst Urußow, als Statthalter von Wolhynien, daß 100 000 ruthenische Flüchtlinge aus Galizien eingetroffen und dem äußersten Elend preisgegeben seien. Infolgedessen traten bei ihnen böse epidemische Krankheiten

auf, die eine Gefahr für die gesamte Ortsbevölkerung bilden. Ähnliche Klagen brachte der Chef des Allrussischen Semstwobundes, Fürst Lwow, im Ministerium des Innern ein und wies nach, daß die Regierung die Leute aufforderte, die vom russischen Heere geräumten Orte zu verlassen und daß die Regierung daher auch die Pflicht habe, sich dieser armen Flüchtlinge anzunehmen. In Jelaterinoslaw, Kaluga, Charikow herrschten unter den Flüchtlingen Hunger, Elend und gefährliche ansteckende Krankheiten.

New York und der Weltkrieg. Nach einer in den „Daily News“ erschienenen Schilderung des New Yorker Lebens wird der Krieg vom amerikanischen Publikum hauptsächlich vom Standpunkt des wirtschaftlichen Umschwunges betrachtet. „In diesen Tagen“, heißt es in dem Bericht, „ist die Lebendigkeit der City wieder zu stärkerer Erregung und Beweglichkeit gesteigert worden. Die ganze Stadt spricht über das plötzliche Erwachen von Wall Street. Und alle Papiere, alle Spekulationen tragen das Merkmal „Kriegslieferung“. Die große Preisansteigerung der Stahlwerte zieht dem Publikum das Geld aus der Tasche. Wenn man durch die Reihen der Geschäftsgebäude in Wall Street geht, wird man einer außerordentlichen Erregtheit gewahr. Von den Stufen der Börse tönt ein Lärm von verschiedensten Stimmen, und die Leute, die heute Millionäre und morgen vielleicht schon Arme sind, eilen aufgeregt hin und her. Hier herrscht der große Kult des Goldes. Eine indirekte Folge dieses Wiederauflebens — niemand weiß, wie lange es anhalten wird — ist die Wiederaufrüstung zahlreicher Telephonisten, Telegraphisten und sonstiger Bureauarbeiter, die durch den Krieg beschäftigungslos geworden waren. Aber auch jetzt ist noch eine große Anzahl dieser Leute ohne Stellung. Denn zu Beginn des Krieges hatten viele Unternehmungen ihre Betriebe auf ein Minimum eingeschränkt. Die amerikanischen Exporteure von Schwämmen, Fellen, Pelzen, Tabak und Mineralöl haben sehr gelitten. Andererseits ist der Export von Automobilen, Brennstoffen, Chemikalien, Drogen aller Art, Stacheldraht, Leder, Bins usw. derart gestiegen, daß die allgemeinen Exportziffern durch den Krieg nicht vermindert wurden. Das außerordentliche Anschwellen der Munitionsindustrie hat auch verschiedenen anderen Berufen geholfen. Leute, die mit ihren bisherigen Geschäften nicht mehr zustande kommen konnten, haben ihre Betriebe der Munitionserzeugung angepaßt. So z. B. entlich die große Singer-Nähmaschinengesellschaft in New Jersey, die einen gewaltigen Export nach dem Kontinent, besonders nach Deutschland und Russland, unterhielt, zu Kriegsbeginn 4000 von ihren 8000 Angestellten. Jetzt aber verfertigt die Gesellschaft Maschinen zur Waffenerzeugung, und die meisten entlassenen Angestellten wurden wieder in Dienst genommen. Ganz besonders blüht auch die Automobilindustrie, zum Teil durch die neue Einführung ganz billiger Wagen. Die Lage der Dienstboten hat sich verschlechtert. Leute, die früher eine Dienerschaft von 9 bis 10 Personen unterhielten, begnügen sich heute mit 3 bis 4 dienstbaren Geistern; dies geschieht zum Teil aus übergroßer finanzieller Vorsicht, zum Teil als Folge tatsächlicher Verluste. Die Lage der Schauspieler und Schauspielerinnen ist sehr gut zu nennen. Die einzige Sorge bildet die sich immer mehr steigernde Menge der englischen Schauspieler, die nach Amerika kommen und durch ihre Willigkeit die großen amerikanischen Gagen zu drücken beginnen. Da gegenwärtig die europäischen Bühnenschriftsteller verstummt sind, suchen die jungen amerikanischen Dramatiker den Kunstmärkt zu erobern. Bissher kamen 60 Prozent der in Amerika gespielten Dramen, Komödien, Lustspiele, Posen und Operetten aus Europa. Die Amerikaner sind bestrebt, diese Zahl ausländischer Werke durch eigene Produktion zu vermindern. Die Filmfabriken sind durch die Schwierigkeiten des Exports und Imports ein wenig gehemmt, aber die Filmtheater werden in keiner Weise durch den Krieg berührt. Sehr stark hat der Buchhandel gelitten. Zu Beginn des Krieges war zwar die Nachfrage nach Kriegsliteratur groß und allgemein. Doch diese Welle ist schon längst vollkommen abgeflaut. Die vielen Zeitschriften suchen aus Sparsamkeit ihr altes Material zu verwerten. Auch die Kellamezeichner müssen sich infolge des Krieges mit schmäleren Einkünften zurechtfinden, da das Kellamegeschäft allseits beschränkt und verbilligt wurde.“